Alltags–Heilige



Ausstellung «Alltagsheilige»

Reformiertes Kirchenzentrum, Bundesstrasse 15, Zug, im Foyer Arche-Saal

frei zugänglich vom 26.9. bis 6.10.2023
an Werktagen von 8.00 – 20.00 Uhr
am Wochenende von 9.00 – 17.00 Uhr

Vernissage: 25. September, 20.00 Uhr

CITY KIRCHE ZUG

Besuchen Sie uns auch auf www.citykirchezug.ch, liken Sie uns auf www.fb.com/citykirchezug, folgen Sie uns auf Instagram und abonnieren Sie unseren Newsletter! Tragerschaft ■ Reformierte Kirche Kanton Zug ■ Katholische Kirchgemeinde der Stadt Zug

Inhaltsverzeichnis

4/5	**Mitarbeiterin Detailhandel**	Suba Mahendrarajah
6/7	**Friedhofsgärtner**	Werner Freimann
8/9	**Busfahrerin**	Edith Mühlebach
10/11	**Mitarbeiter im Justizvollzug**	Adrian Feuchter
12/13	**Mitarbeiter Ökihof Zug**	Lotfi Oueriemmi
14/15	**Kämpferin für Inklusion**	Barbara Camenzind
16/17	**Juniorinnen-Fussballtrainer**	Daniel Beeler
18/19	**Nachtwache im Pflegezentrum**	Christine Derendinger
20/21	**Sterbebegleiterin**	Gabriela Rüegg
22/23	**Mitarbeiterin Wäscherei**	Helen Hagen

Impressum

Konzept: City Kirche Zug - Gaby Wiss und Hans-Jörg Riwar

Texte: Karl Kobelt, Alt-Stadtpräsident, Zug, Dolfi Müller, Alt-Stadtpräsident, Zug, Vroni Straub-Müller, Kantonsrätin und Alt-Stadträtin, Zug, Ursula Strub Larsson, Texterin und Layouterin, Zug, Gaby Wiss, Theologin, Cham

Fotos: Hans-Jörg Riwar, reformierter Pfarrer, Zug

Layout/Gestaltung: Ursula Strub Larsson, Zug

Druck: Reprotec AG, Cham

Auflage: 300 Ex.

Gewidmet allen Personen, die abseits der Öffentlichkeit Grosses leisten

Ein Kind hat in der Schule gelernt: «Ein Heiliger ist ein Mensch, durch den das Licht von Gott scheint».

Die von der CityKircheZug porträtierten zehn Frauen und Männer empfinden sich nicht als Heilige. Aber sie alle sind geprägt von einer Leidenschaft für ihre anspruchsvollen Tätigkeiten, die sie auch im Dienste der Gesellschaft leisten. Ihre innere Motivation strahlt aus auf ihre Mitmenschen. Und was sie auch verbindet: Sie haben Menschen gern.

Die hier porträtierten zehn Personen stehen stellvertretend für alle, die sich in unserer Gesellschaft engagieren. Es sind «nur» zehn Porträts; es gäbe auch noch die Sozialarbeiterin im Asylzentrum, den Bestatter, die Heilpädagogin im Schulzentrum für mehrfach behinderte Kinder und Jugendliche, den Sozialarbeiter in der Suchtberatung, die Freiwilligen im Tier- und Umweltschutz, die Freiwilligen für den Wanderweg-Unterhalt, die Mitarbeitenden der Müllabfuhr und viele andere.

Die Ausstellung «Alltagsheilige» ist ein kleines Zeichen der Wertschätzung für Menschen, die sich in den Dienst anderer stellen und Gutes tun. Wir als Gesellschaft sind aufgerufen, allen diesen Frauen und Männern unseren Respekt zu zollen. Klatschen ist eine Möglichkeit – es gibt noch andere.

Drei Anfragen, drei Zusagen: Dolfi Müller und Karl Kobelt (ehemalige Zuger Stadtpräsidenten) sowie Vroni Straub (ehemalige Zuger Stadträtin) haben spontan zugesagt, die Porträts zu schreiben. Mit Ursula Strub haben wir nicht nur eine Sponsorin, sondern auch eine begeisterte Layouterin gewonnen. Tausend Dank für die Umsetzung der Idee, «Alltagsheilige» in den Fokus zu stellen!

Hans-Jörg Riwar und Gaby Wiss



Mitarbeiterin Detailhandel – Suba Mahendrarajah

Feierabend! Im Sitzungszimmer des Coop City gibt mir eine strahlende junge Frau Antworten auf meine Fragen. Als Kundin weiss ich, was zuweilen abläuft in einem Lebensmittelgeschäft. Aber Suba Mahendrarajah strahlt.

Sie arbeitet in einem 70 % Pensum, neben ihrem selbstständig erwerbenden Ehemann und den zwei Teenagern kein kleines Pensum. Und obwohl sie seit frühmorgens unterwegs ist, lächelt sie tapfer. Denn wohl ist es ihr nicht in der Situation. Sie ist sich nicht gewohnt, herausgepickt zu werden. Ihre Bescheidenheit, Ruhe und Gelassenheit bestimmen im Wesentlichen, was sie erzählt.

Vielleicht liegt es an ihrem hinduistischen Glauben, alles ist selbstverständlich gut so, wie es ist. Sie liebe den Kontakt zur Kundschaft, deshalb sei ihr auch immer klar gewesen, was sie arbeiten wolle. Mit dem guten Team am schönen, zentralen Arbeitsplatz gefalle es ihr eben auch sehr, weshalb sie schon 17 Jahre hier sei. Und wenn am Morgen, wenn es noch ruhig sei, v.a. die ältere Stammkundschaft käme und ihr ein wenig von ihrem Leben, ihrer Gesundheit und der Familie erzähle, das geniesse sie sehr und die Kundinnen und Kunden schätzen die Abwechslung im Alltag. Ich frage sie, ob sie denn nie schlechte Erfahrungen mit gestresster Kundschaft mache. Nein, meint sie. Wenn gestresste Leute kämen, lehne sie sich innerlich zurück, lächle freundlich und lasse deren Frust an sich abprallen, das halte sie gut aus. Und mancher Stress wird somit vielleicht auch abgebaut. Auch die Corona-Zeit hätte sie mit den Masken und all den Umständen gut überstanden. Nach den Ferien sei es jeweils etwas streng gewesen, sich wieder anzupassen, aber die Gelassenheit hat sie auch hinter der Maske nicht verloren.

Ich frage sie, was denn das Geheimnis hinter dieser Ruhe sei: «Ich bin sehr zufrieden, bleibe ruhig und erwarte nichts». Strahlt und geht erleichtert in die Umkleidekabine, um nach Hause zu fahren. Auf dem Weg zum Bahnhof wird sie noch alle grüssen, denen sie begegnet, das ist ihr in all den Jahren im Verkauf in Fleisch und Blut übergegangen.

Ursula Strub Larsson



Friedhofsgärtner – Werner Freimann

Auf dem Friedhof. Beisetzung eines Verstorbenen. Um das offene Grab haben sich die Trauernden versammelt. Der Pfarrer spendet Worte des Trostes. Neben ihm steht Werner Freimann, Mitarbeiter auf dem Friedhof St. Michael. Er ist ganz in schwarz gekleidet. Irgendwie spürbar mitfühlend. Die Präsenz an Abdankungsfeiern gehört zu seinem Job. Werner Freimann ist der ruhende Pol im Meer der Erinnerungen und Empfindungen der Trauergemeinde. Der feste Grund in den vielleicht wogenden Wellen der Trauer und des Leids. Er versteht sich als verlässlicher Organisator im Dienst von Menschen, die Abschied nehmen müssen.

Seine Arbeitswoche beginnt mit einem Rundgang durch das Friedhofsgebäude. Im Büro nimmt er Einsicht in die bevorstehenden Beerdigungen. Bis zu neun sind es pro Woche, rund 4800 waren es seit 1996, als er seine Tätigkeit hier begann. Die Räume mit den aufgebahrten Verstorbenen müssen stets gekühlt sein. Die Kerzen brennen, wenn nötig werden neue entzündet. Werner Freimann kontrolliert die Toiletten. Er öffnet die Türe zur Abdankungshalle, damit die Blumen angeliefert und platziert werden können. Er öffnet das Grab. Bei Urnenbeisetzungen erfolgt dies mit dem Spaten. Bei Erdbestattungen muss er mit dem kleinen Bagger ran. Er beschriftet das schlichte Holzkreuz, das bis zur Lieferung des Grabsteins angebracht wird. Er plant den Ablauf der Beerdigung. Dies ist besonders wichtig, wenn keine kirchliche Zeremonie erfolgt. Auf dem Friedhof St. Michael finden auch Bestattungen von Angehörigen anderer Religionen statt, jüdische und muslimische zum Beispiel. Rund ums Jahr gibt es im Wechsel der Jahreszeiten draussen viel zu tun. Im Frühjahr das Räumen abgelaufener Gräber. Im Sommer das Bewässern. Im Herbst das Sammeln des Laubs. Im Winter die Schneeräumung und das Kiesen der Wege.

Nein, seine langjährige Tätigkeit hat seinen Glauben an die Ewigkeit, seine Sicht auf die Menschen nicht verändert. Er freut sich stets über die Worte des Dankes der Trauernden. Abschalten kann er gut, beim Schwyzerörgeli spielen etwa, und im Kreis seiner Familie. Er ist dankbar für seinen Arbeitsplatz auf dem Zuger Friedhof. «Den schönsten, den man sich denken kann», sagt Werner Freimann. Hier öffnet sich der Blick auf den Turm der Kirche St. Michael, auf die Stadt, den See. Es ist schön und friedvoll hier. Und vom Ennetsee her sieht man jeweils das Wetter kommen.

Karl Kobelt



Busfahrerin – Edith Mühlebach

Für Edith war immer klar, sie will für die Menschen da sein und ihnen helfen. Dort, wo Not ist, zögert sie nicht lange! Es lag daher auf der Hand, dass sie eine Ausbildung zur Pflegefachfrau absolvierte und viele Jahre an verschiedenen Spitälern in der Schweiz arbeitete. In Bern absolvierte sie zudem die Ausbildung als Intensiv-Pflegefachfrau. So erwarb sie sich ein enormes Fachwissen, welches sie während fast zwei Jahren bei einer UNO-Friedensmission in der Westsahara einsetzen konnte. Zusammen mit einem Ärzte-Team war Edith mit einem Pilatus-Porter Flugzeug unterwegs, um Einheimische oder UNO-Beobachter zu versorgen. Edith wuchsen im übertragenen Sinn tatsächlich Flügel. Nach ihrer Rückkehr in die Schweiz begleitete sie für die Firma Medicall sogenannte Repatriationsflüge. Die Firma fusionierte mit der Rega – und so arbeitete Edith weitere 15 Jahre für die Rega.

Gleichzeitig war sie im Kantonsspital Zug auf dem Notfall in einem Teilzeitpensum angestellt. Es war eine Herausforderung, die beiden Tätigkeiten zu koordinieren und vor allem auch die Ruhezeiten einzuhalten. Ruhe ist aber nicht das, wonach sich Edith in diesen Jahren gesehnt hat. Nein, sie wollte nochmals eine neue Herausforderung. Die Zugerland Verkehrsbetriebe suchten Teilzeit-Chauffeure. Edith bewarb sich und bekam auch prompt eine Anstellung. 15 Jahre lang koordinierte sie diese drei Dienstpläne. Wir können uns vorstellen, wie herausfordernd die Handhabung war. Dabei kamen ihr die erworbenen Fähigkeiten, wie Verschwiegenheit und Flexibilität, sehr zu Gute. An einem Tag half sie, umgefallene Bäume zu bergen, damit sie nach einem Sturm den Bus über die Strassen steuern konnte, am nächsten Tag arbeitete sie auf der Notfallstation im Spital.

Beim Busfahren schätzt sie die Gespräche mit den Mitreisenden. An einem Vormittag, als Edith in Neuheim mit dem Bus unterwegs war, wurde sie von einem Passagier angesprochen. Ob sie eine Schwester im Kantonsspital hätte. Er wäre gestern dort auf dem Notfall gewesen. Der junge Mann konnte sich kaum erholen, als Edith ihm erklärte, dass sie ein und dieselbe Frau war.

Heute ist Edith pensioniert. Das heisst, sie wäre pensioniert – sie fährt noch immer Bus.

Vroni Straub-Müller



Mitarbeiter im Justizvollzug – Adrian Feuchter

Schon als 22-Jähriger bewarb sich Adrian Feuchter zum ersten Mal im Bostadel. Damals war er eindeutig zu jung für die Aufgabe; aber vor 15 Jahren klappte es: Er wurde Küchenchef-Stellvertreter und seit anfangs 2023 ist er Küchenchef in der Küche des Bostadels. Täglich werden rund 120 Gefangene und bis zu 30 Mitarbeitende mit drei Mahlzeiten versorgt. Zum Koch-Team gehören vier ausgebildete Köche und zehn Gefangene aus verschiedenen Ländern. In ihrer Heimat gibt es oft Konflikte zwischen den einzelnen Nationen - hier lernen sie miteinander zusammen zu arbeiten. Und es klappt meistens gut.

Die Aufgabe von Adrian Feuchter umfasst drei ganz unterschiedliche Bereiche: Kochen, Betreuung und Sicherheit. In der Küche arbeitet man manchmal fast kollegial zusammen, trotzdem aber immer per «Sie». In allen Bereichen braucht es stets eine klare Linie und eine professionelle Nähe und Distanz zueinander. Die Mitarbeitenden im Gewerbebereich des Bostadels übernehmen im Turnus Nachtschichten im Sicherheitsbereich. Als Betreuer steht die Aufgabe im Fokus, den Gefangenen Selbstwert zu vermitteln und sie auf die Zeit «draussen» vorzubereiten. Viele der einsitzenden Gefangenen (Mörder, Sexualstraftäter, Betrüger, Pädophile, etc.) sind durch die Lebensumstände in ihrer Kindheit in diese Situation geraten. Wenn sie die Strafe verbüsst haben, werden die meisten des Landes verwiesen. Diejenigen, welche in der Schweiz bleiben dürfen, werden oft als Ex-Gefangene stigmatisiert. Sie haben es schwer, Arbeit oder Anschluss zu finden. Die Strafe geht in Freiheit weiter. «Da braucht es ein Umdenken in der Gesellschaft», sagt Adrian Feuchter.

Die Tage im Bostadel sind manchmal lang und belastend. Besonders ermüdend erlebt Adrian Feuchter Männer mit Persönlichkeitsstörungen verschiedenster Art. Nur einmal erlebte Adrian Feuchter in den 15 Jahren eine Situation, die ihm Angst bereitete. Das Sicherheitsdispositiv ist Gott-sei-Dank effektiv: Im Nu war Hilfe da und die Situation entspannte sich.

Adrian Feuchter liebt seine Arbeit: Er kocht gern, er begegnet den Gefangenen mit Respekt, er ist kommunikativ und man spürt seine Leidenschaft. Ein Hühnerhautmoment: Ein Mann mit schwierigster Lebensgeschichte sagte ihm: «Hier im Bostadel ist es das erste Mal in meinem Leben, dass ich anständig behandelt werde».

Gaby Wiss



Mitarbeiter Ökihof Zug – Lotfi Oueriemmi

Es herrscht eine friedliche Stimmung morgens um 8 Uhr im Zuger Ökihof bei unserem Interview mit Lotfi Oueriemmi, geboren in Tunesien, verheiratet und Vater von vier Kindern, seit 28 Jahren Mitarbeiter des Ökihofs.

Zwei Dinge mag er an seiner Arbeit. Sie ist vielseitig und reicht von der Beratung der Kundschaft bis zum Staplerfahren. Sie erfordert aber auch das besondere Kommunikationstalent von Lotfi, der mittlerweile zum Gesicht des Ökihofs geworden ist. Gelernt hat er das vor Jahrzehnten als viersprachiger Teppichverkäufer in seiner Heimat. Arabisch und Französisch reichten nicht, um die deutsch- und italienischsprachige Kundschaft zu überzeugen. Im heutigen Zug muss es auch noch Englisch sein. Schwiizerdütsch kann er sowieso. Bei seinen Ökihof-Kunden geht er mittlerweile als Bündner durch.

Leider nicht bei allen. Es kam schon vor, dass ein Kunde seine Sachen kurzerhand in eine Ecke stellte und mit der Bemerkung verschwand: «Das macht ihr in Tunesien ja auch so.» Lotfi nimmt das trotz allem mit Humor. Ein Kunde: «Was soll ich mein Papier trennen. Am Schluss wird ja eh alles Toilettenpapier draus.» Lotfi darauf: «Aber den Bostitch nehmen wir schon raus.»

Das Trennen und Wiederverwerten ist und bleibt sinnvoll für unsere Umwelt. Das liegt Lotfi sehr am Herzen. «Die Bevölkerung muss noch besser informiert werden, auch wenn wir in der Schweiz Weltmeister im Trennen unserer Stoffe sind. Aber die altbackenen Werbefilme aus der Gründerzeit von 1995, als Zug das Modell «Ökihof» quasi als Weltneuheit erfunden hatte, könnte man getrost durch zeitgemässere und pfiffigere ersetzen.»

Das Kommunikationstalent Lotfi Oueriemmi berät nicht nur - er denkt auch mit.

Dolfi Müller



Kämpferin für Inklusion – Barbara Camenzind

Wir treffen uns im Büro der Geschäftsstelle Vereinigung «insieme Cerebral Zug». Sofort spüre ich ihr grosses Engagement und wir kommen direkt zum Thema. Zwei Begriffe begleiten uns in unserem Gespräch: Inklusion und Chancengerechtigkeit. Die gelernte Grafikerin Barbara kennt die Thematik aus eigener Erfahrung. Ihr jüngster Sohn Laurin ist 2004 mit Trisomie 21 auf die Welt gekommen. Schon bald wurde Barbara alleinerziehende Mutter ihrer drei Kinder Zora, Till und Laurin. Sie merkte schnell, dass es schwierig ist Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen. Dies insbesondere mit einem Kind, welches zusätzliche Betreuung benötigt. Damals gab es noch keine Entlastungstage und Betreuungsangebote. Laurin durfte nicht am Ferienangebot der öffentlichen Schulen partizipieren und Barbara fehlte für die Bewältigung ihres Alltags Planungssicherheit. So begann ihr grosser Einsatz für Chancengerechtigkeit und Inklusion.

Sie erreicht, dass mit dem «FerienZug plus» Kinder mit Beeinträchtigungen an Ferienangeboten teilnehmen können. Das Ziel der Chancengerechtigkeit soll für Kinder mit besonderen Bedürfnissen auch dann gelten, wenn es um die Integration in einer Kita oder einer Spielgruppe geht. Diese Kinder sollen gefördert und unterstützt werden, ohne dass den Eltern dadurch zusätzliche Kosten entstehen. Barbara wird Geschäftsstellenleiterin der Vereinigung «insieme Cerebral Zug». Sie arbeitet mit am neuen kantonalen Gesetz über Leistungen für Menschen mit Behinderung und Betreuungsbedarf (LBBG). Sie will, dass Selbstbestimmung, Eigenverantwortung und Teilhabe an der Gesellschaft für Menschen mit Behinderungen dank guter Unterstützung selbstverständlich werden.

Die Kraft für den unermüdlichen Einsatz und die Ausdauer holt sie sich in ihrer Freizeit, in der sie als Reitpädagogin für Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen arbeitet. Erlebnismöglichkeiten in der Natur helfen diesen Menschen, Selbstvertrauen und emotionale Fähigkeiten aufzubauen – und Barbara helfen sie, aufzutanken.

Wir beide sind uns einig, dass Menschen wie Laurin für unsere Gesellschaft eine Bereicherung sind. Für Barbara und ihre Familie ist er ein Geschenk. Und mit Geschenken muss man sorgfältig umgehen.

Vroni Straub-Müller



Juniorinnen-Fussballtrainer – Daniel Beeler

Fussball-Junioren-Trainer sind wichtig! Es gibt viel mehr interessierte Kinder als freie Plätze in den Kinder-Mannschaften und die Wartelisten sind lang: Pro Jahrgangsstufe sind über 30 Kinder auf der Warteliste! Auch immer mehr Mädchen wollen aktiv Fussball spielen. Bei Zug 94 sind aktuell 600 Kinder im Juniorenalter dabei, über 100 Mädchen! Damit leistet Zug 94 einen wichtigen Beitrag für die Gesellschaft: Die Kinder bewegen sich regelmässig, sie erleben Respekt, Gemeinschaft und Struktur – und nicht zuletzt: Sie erfahren, dass Einsatz sich lohnt und um ein Ziel zu erreichen, braucht es den Einsatz aller.

Daniel Beeler hat selber 15 Jahre Fussball gespielt und das Breitenfussball-Diplom C-Basic erworben. Dort wurden neben fussballerischen Kompetenzen auch das Thema Integration sowie der Umgang mit Nähe und Distanz vermittelt. «Man lernt, wie man mit den Kindern richtig und gut umgehen kann, und auch der Kontakt Mann-Mädchen wird thematisiert», sagt Daniel Beeler. Integration ist im Fussball ein wichtiges Thema. «Die 15 Mädchen kommen aus verschiedenen Kulturen, aber alle sind bestens integriert. Auf dem Platz haben sie ein gemeinsames Ziel: Sie wollen gewinnen und dafür setzt sich jede für jede ein.»

Daniel Beeler hat die Mannschaft der 10-12-jährigen Mädchen vor einem Jahr übernommen und schon viel erreicht: Spielsystem, Technik und Kommunikation auf dem Platz «haben sich um Welten verbessert». Diese Fortschritte sehen auch die Mädchen und die Eltern und sie drücken ihre Wertschätzung mit entsprechenden Rückmeldungen und manchmal kleinen Präsenten aus.

Als Trainer ist Daniel Beeler für das Training verantwortlich, aber auch für die Organisation des Spielbetriebs seiner Mannschaft: Aufstellungen, Eltern-Info, gewaschene Trikots und Bälle bereitstellen und vieles mehr. Er lebt seine Rolle kollegial, aber mit klarer Struktur und entsprechenden Ansagen. Das hilft ihm bestimmt auch, wenn «seine» Mädchen in die Pubertät kommen und die Zahl der Mitspielerinnen wächst.

Engagierte und motivierte Trainer/innen sind gesucht – bei allen Vereinen. Reich wird man als Trainer/in nicht, aber die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen macht «ultra viel Spass» und es ist ein unverzichtbarer Beitrag für unsere Gesellschaft!

Gaby Wiss



Nachtwache im Pflegezentrum – Christine Derendinger

Sie will noch nicht aufhören, die pensionierte Pflegefachfrau im Nachtdienst des Pflegezentrums Neustadt, wo sie sich besonders wohl fühlt. Von zehn Uhr abends bis sieben Uhr morgens macht Christine Derendinger sechs mal im Monat pro Nacht drei Rundgänge auf ihrem Stockwerk. «Mir geht es darum, dass die älteren Menschen möglichst gut schlafen können. Darum schaue ich nach ihrem Befinden und ihrem Verhalten und suche das Gespräch, wenn sie unruhig sind.» Sie selbst strahlt viel Ruhe aus. Wo alte Menschen unter einem Dach leben, gehören Grenzfälle zum Alltag – auch im Übergang vom Leben zum Sterben. «Meine Aufgabe ist es, den Menschen gut zuzuhören, Empathie zu zeigen und ihnen die Angst zu nehmen. Das alles nach klaren Regeln und abgestimmt mit dem Hausarzt, den Angehörigen und den andern Diensten.»

Christine Derendinger möchte nichts Anderes machen als Nachtdienst, auch wenn sie bei Tageslicht schlafen muss und die Nächte manchmal lang werden. «Immer Nachtdienst ist besser als dauernde Schichtwechsel.»

Im Nachtdienst arbeiten ebenso professionelle Pflegefachleute wie am Tag. Pflegezentren funktionieren nur 24/7. Und dennoch ist der Nachtdienst etwas zum Stiefkind im Pflegebereich geworden. Was viele nicht wissen: An Schlafen während der Arbeit ist nicht zu denken.

Als ihr eigener Vater unerwartet dement geworden war, erging es ihr genau gleich wie den meisten Angehörigen. Alles veränderte sich schlagartig. Erst durch Loslassen kann man sich wieder neu begegnen, was ihr die strahlenden Augen des Vaters verrieten. Dennoch empfiehlt Christine Derendinger ab einem gewissen Punkt die professionelle Pflege in einem Pflegezentrum und beruft sich dabei auf den Demenzexperten Michael Schmieder: «Der Eintritt in ein Heim muss nicht Verbannung bedeuten, sondern kann auch von Zwängen befreien – den Betroffenen und seine Angehörigen.»

Bei Christine Derendinger und ihren Kolleginnen und Kollegen sind die alten Menschen jedenfalls in guten Händen – bei Tag und bei Nacht.

Dolfi Müller



Sterbebegleiterin – Gabriela Rüegg

Eine Wohnung irgendwo im Kanton Zug. Gabriela Rüegg sitzt am Bett eines Sterbenden. Von zehn Uhr abends bis fünf Uhr in der Frühe ist ihre ungeteilte Aufmerksamkeit auf diesen Menschen gerichtet. Manchmal sind gute Gespräche mit Patienten möglich. In der terminalen Phase aber nicht mehr. Doch selbst dann liegt ein Mensch nicht immer nur still da. Bisweilen hat er Schmerzen oder Vergangenes wühlt ihn auf. Sein Körper zuckt, sein Finger zeigt in eine Richtung, er versucht zu sprechen, ein Wort nur, zuweilen schreit er sogar. In solchen Situationen spricht Gabriela Rüegg mit den Sterbenden, liest ihnen ein Gedicht vor oder aus der Bibel, wenn sie auf dem Nachttisch liegt, singt oder summt leise ein Lied. Es gibt schwierige Situationen. Einmal schrie eine Dame die ganze Nacht lang. Dann macht sich Ohnmacht breit, im Wissen, dass Gabriela Rüegg diese Sehnsucht nach vielleicht vermisster Liebe nicht stillen kann. Sie ist einfach nur da. Mit Hingabe, Achtsamkeit und Empathie.

Auch Berührendes erlebt sie. Einst begrüsste sie eine Sterbende im Pflegeheim, erklärte ihr, dass sie in der kommenden Nacht bei ihr wachen werde. Ihr Sohn war auch zugegen. Kurz danach tat die Mutter ihren letzten Atemzug. Offenbar wollte sie im Beisein ihres Sohnes sterben und ihn doch nicht ganz alleine lassen in diesem Augenblick. Sohn und Gabriela Rüegg umarmten sich, erfüllt von diesem heiligen Moment, und spendeten einander Trost. Diese Nähe, dieser Zuspruch ohne Worte, war absolut stimmig. Für Angehörige sind die letzten Wochen und Tage in vielerlei Hinsicht eine belastende Zeit. Sie sind sehr dankbar für die Unterstützung von Hospiz Zug, denn sie bedeutet schlicht eine grosse Entlastung.

Grosse Dankbarkeit empfindet die Sterbebegleiterin von Hospiz Zug. Einem Menschen auf seiner letzten Wegstrecke Zuwendung zu schenken, empfindet sie als grosses Privileg. «Sterbende gehen oft bewusst. Das braucht Mut, denn niemand weiss, was nach dem Tode kommt.» Für sie ist es Ausdruck grössten Vertrauens von Sterbenden an die begleitende Person, denn das Scheiden aus dem irdischen Dasein heisst, alles zurücklassen, bedeutet den Verlust jeglicher Kontrolle. Blickt sie in das Gesicht einer Verstorbenen, erkennt sie so etwas wie Befreiung. Gabriela Rüegg sagts und blickt hinaus auf den Zugersee.

Karl Kobelt



Mitarbeiterin Wäscherei – Helen Hagen

Helen Hagen sitzt nach getaner Arbeit am Schatten in ihrem Garten. Tagwacht war morgens um 5.30 Uhr, danach radelte sie ins Alterszentrum, wo sie ihre Arbeit im 1. UG aufnahm. Die Wäsche der Bewohnenden liegt zum Sortieren bereit. Sind alle Kleidungsstücke mit Namen angeschrieben? Welche Farben und Sorten können bei welcher Wärme zusammen gewaschen werden? Was sollte desinfiziert werden? Und was gehört zuerst in ein Virusprogramm? Die Arbeit ist anstrengend und nicht immer ganz so, wie man sich das von zuhause gewöhnt ist.

Das Trocknen, Flicken, Bügeln, (Neu-) Beschriften ist die nächste Arbeit. Die gesamte Wäsche der Bewohnenden zu pflegen, dauert drei Tage (daneben müssen selbstverständlich auch noch die Betriebswäsche und Arbeitskleidung gepflegt, die Wäscherei geputzt und organisatorische Arbeiten erledigt werden) – danach wird die Wäsche verteilt, was viele Gespräche über Familie, Ärger und Freuden ermöglicht. Eine Bereicherung für Helen Hagens Alltag, weil sie so die Person kennenlernt und nicht nur die Zimmernummer, die Wäsche oder den Namen.

Anfragen für Änderungen und Erhaltungsarbeiten für Kleidung erfolgen regelmässig. Da gibt es die nette alte Dame, die sich noch im hohen Alter sehr gut pflegt und zurechtmacht und dankbar ist, wenn Helen die Make-Up-Flecken sorgfältig entfernt. Auch Lieblingsstücke kommen immer wieder in die Wäscherei, damit sie diese möglichst lange in Schuss hält.

In so persönlichen Bereichen wie der Wäsche gibt es auch die eine oder andere Anekdote. So kam regelmässig ein Gebiss mit der Wäsche in die Waschküche. Der Herr konnte besser auf den „Bilgere" beissen und steckte sich das Gebiss deshalb ins Brusttäschli. Auch Schlüssel, Geld und andere nicht ganz unwichtige Dinge landen oft im Wäschesack. Geld kommt je länger je weniger, da die älteren Leute heute bereits recht gut technisch organisiert sind.

Die Wäsche ist noch eigen und deshalb sehr wichtig. Damit sich die Bewohnenden im letzten Lebensabschnitt so wohl wie möglich fühlen, erfüllt Helen so viele Wünsche, wie es ihr möglich ist. Die Dankbarkeit und Zufriedenheit, die sie dafür erhält, tun ihr sehr gut.

Ursula Strub Larsson

CITY
KIRCHE
ZUG

© City Kirche Zug, 2023